

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin  
**Band:** 106 (1980)  
**Heft:** 34  
  
**Rubrik:** Die Seite der Frau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

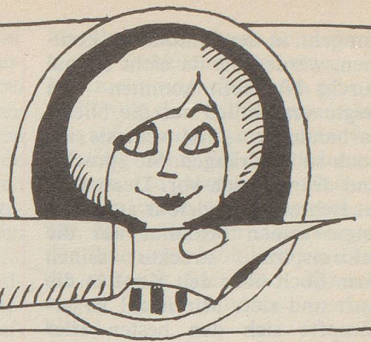
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 29.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Die Seite der Frau



## Post festum

Ueble Nachrede ist es. Verleumdung. Jedenfalls ganz anders, als der Volksmund behauptet. Ich erbringe den Beweis.

Eidgenossinnen und -genossen aus aller Herren Kantonen wispern, raunen, jammern, stöhnen, Zürcher hätten keinen Humor. Nicht die Partikel einer launigen Seelenkomponente. Nicht den Anflug einer clownesken Begabung.

Die Beschuldigten versuchen angestrengt, dieses Urteil zu entkräften. In der weltstädtischen Gemeinde trachtet männiglich danach, Frohsinn über die Strassen zu tragen, Juxfahnen aus den Fenstern zu hängen. Ohne durchschlagenden Erfolg, behauptete ich gestern. Denn ich hatte das kostbare Charaktergut zwischen Gross- und Fraumünster noch nicht entdeckt. Wenig später war es soweit.

Mein Schlüsselerlebnis glich anfänglich einer kommunen Liebestat. Ich war am Limmatstrand zu Gast, wollte mich nach vielen Stunden fürsorglicher Wertschät-

zung bei denjenigen, die sie mir angedeihen liessen, erkenntlich zeigen und erklärte meine Bereitschaft, ein Eilpaket aufzugeben.

Der Zeitpunkt meiner postalischen Wanderschaft war, wie ich bald feststellte, schlecht gewählt. Als Busgang hatte ich das Unternehmen eigentlich nicht geplant. Strategisch lag, ehrlich geklagt, überhaupt kein Konzept vor. Wenige Denksätze hätten mir bestimmt einen besseren Moment eingegeben als 17.02 Uhr (Geschäftsschluss, Grossandrang). Doch ich startete kopflos. Das war, hinterher gesehen, gar nicht übel. So sträubte sich während des Abenteuers mein Haupthaar nicht...

Als ich die Schaltergruft betrat, überwältigte mich das Bild imposanter Menschenschlangen, die sich vor drakonisch abgeschirmten Beamten wanden. «Herz, übe dich in Geduld!» sagte ich zu meinem fliegenden Puls, «das kann ja heiter werden.»

Es wurde. Das Elend begann damit, dass ich nicht wusste, wie und wo ich mich anstellen sollte. Ich habe einen untrüglichen Instinkt für jene Reihe, die am

kürzesten wirkt und am längsten harrt. Diesmal gesellte sich zu meinem ureigenen Problem ein generelles: welchen Weg mussten Kiloschlepper wählen?

Ich studierte die Schrifftafeln, machte das lockende Wort «Pakete» aus, gewährte darunter irritierende Leere, begriff: da waltet keiner seines Amtes, schickte meine Blicke weiter und schaute die Verheissung «Marken, Briefe, Pakete». «Entzückend!» jubelte ich. Doch allmählich versank ich in Dumpfheit. Des Schleichens war kein Ende, weil die Person im neunten Warteang mit sich und dreizehn Deklarationsformularen Schwierigkeiten bekommen hatte.

Alle Pein ebbt irgendwann ab. Glaubte ich, ehe die Hinterglasterpläne meine am vermeintlichen Ziel angelangte Vorderfrau mit spitzigem Finger von sich wies. «Pakete – dort drüben!» trompetete die Christel von der Post. Ich bedauerte das Opfer, das anscheinend nicht fähig war, eine verzwickte Lage intellektuell zu entwirren. Gleiches konnte mir nicht passieren.

Es konnte. «Pakete – dort!»

posaunte die Antidienstmagd auch in mein Ohr. Da kam sie, natürlich, an die Falsche. «Warum dort?» beehrte ich zu wissen, «hier steht doch (Pakete).» «Ja, aber das ist ein Notschalter. Der richtige befindet sich nebenan.» «Machen Sie mich nicht stau-big!» gebot ich, unterstützt vom beifälligen Gemurmel der Mitabgeblitzten. Unser Protest half keinen Deut.

Erst fünf Meter weiter rechts wurden wir die Bürden, die Muskeln und Gemüt belastet hatten, los. Schon wandte ich mich zum Gehen, da fielen mir drei Briefe ein. Um ihretwillen hatte ich ursprünglich den Gemischtwarenschalter gewählt. Böses ahnend, fragte ich: «Die Briefe gehören wohl nicht hierher?» «Erraten, nein!» kicherte jene Hexe.

Das Schicksal nahm seinen Lauf, ich den Steinboden unter die Füsse und die Enveloppen zur Hand, um sie – wieder fünf Meter weiter rechts – auf den Marmortisch des Hauses zu knallen. Abschliessend knurrte ich: «Lern dieses Volk der Zürcher kennen. – Witzbolde, lauter Witzbolde!» Ilse

## Musikfeststunden

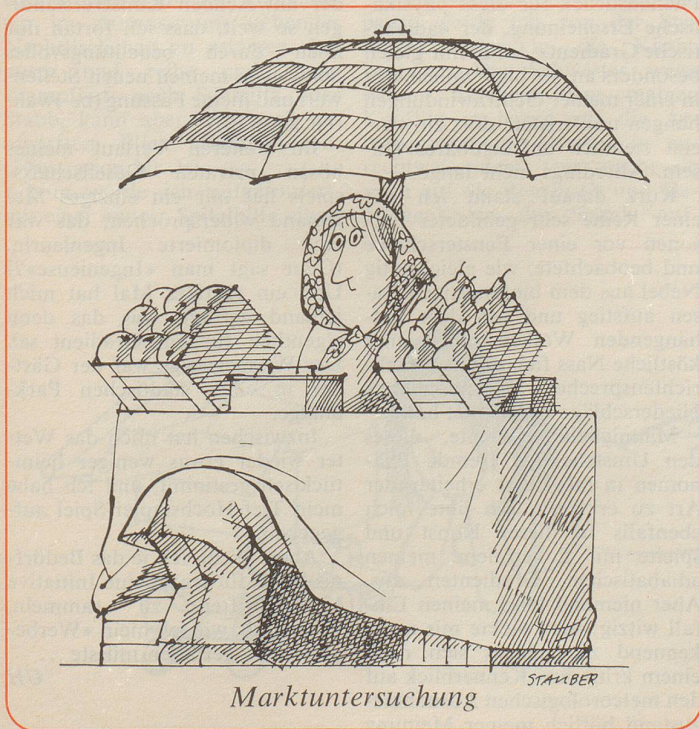
Seit Jahren hatten wir es geplant, in diesem Jahr wurde der Plan Wirklichkeit. Wir trafen uns, von drei Seiten herkommend, in Verona, wo wir gemeinsam eine Oper in der Arena anschauen wollten. Man gab «La Gioconda» von Amilcare Ponchielli.

Noch nie gehört. Ich hoffte, meine Freundin, die mit mir herreiste, gebe mir unterwegs Auskunft. Sie hoffte dasselbe von mir, sagte dann aber, die Freunde aus Wien konnten sich da bestens aus. Vor dem «Tre Corone» standen sie schon und winkten. Voller Wiedersehensfreude setzten wir uns ins Trottoircafé und redeten, erzählten und lachten. Als die Frage nach der Geschichte der Oper auftauchte, stellte sich heraus, dass niemand auch nur die leiseste Ahnung davon hatte. Max beruhigte: Nur keine Hast! Wir erstehen ein Programm und wissen bald mehr, als uns lieb ist. So war es denn auch. Das Pro-

grammheft, das Studenten auf der Strasse verkauften, war dick und schwer und so teuer, dass wir beschlossen, eines genüge für uns neun.

Max, der behauptete, er sei der älteste und klügste von uns, riet: Tratscht nur ruhig weiter! Ich lese und geb's euch dann bekannt. So tratschten wir, und Max las. Er hörte auf, kurz bevor wir uns für die unnummerierten Plätze bei der «prima gradinata» anstellen mussten. Er sagte, der Inhalt sei eine blutrünstige Geschichte, und leider habe er den Anfang bereits vergessen, mache sich jedoch ein zweitesmal dahinter, wenn wir uns unsere Plätze erkämpft hätten.

Zwei Stunden vor Beginn der Oper stand eine unüberblickbare Menschenmenge vor dem seitlichen Arena-Eingang. Der mittlere, breite Eingang zu den «poltrone» und zu den «poltronissime» aber war vornehm leer. Die Leute ziehn sich erst fürs Essen an, sagte Amy aus Strassburg, 's ist überall dasselbe. Es gibt nur einen Trost: Wenn's einmal dar-



Marktuntersuchung

STÄUBER



um geht, in den Himmel zu kommen, werden die da nicht einmal durchs Nadelöhr kommen – sie zeigte verächtlich auf die Nichtvorhandenen –, und wenn sie sich noch so vordrängen. Sie sprach's und drängte sich vor. Denn jetzt tat sich unser Nadelöhr auf. Max setzte seinen Strohhut auf die Schirmspitze, streckte seinen Arm hoch über den Kopf in die Luft und rief: Mir nach! Er erkämpfte sich den besten aller Plätze der Arena punkto Akustik und Komfort, und wir acht versuchten, den Strohhut nicht aus den Augen zu verlieren, und kletterten schnaufend, ausrutschend, im Zickzack die steilen Stufen der Arena hinauf. Oben, auf den besten aller Plätze angelangt, richteten wir uns für die zwei Stunden dauernde Wartezeit und die vier Stunden dauernde Opernvorstellung ein. Wir mieteten ein Schaumkissen zu 500 Lire. Nehmt deren zwei, sagte Max, ihr werdet es nicht bereuen! Wir bereuten es tatsächlich nicht. Noch bevor die Oper begann, machte sich die Sitzfläche schmerzlich bemerkbar. Das vergeht, tröstete Max, nach vier Stunden fühlt ihr dort überhaupt nichts mehr.

Nun, da er uns alle bestens versorgt wusste, wollte er sich ans Lesen des Librettos machen, und da stellte sich heraus, dass es

ihm während des Schirmaufstreckens unter dem Arm weggerutscht sein musste. –

Als die Dämmerung einbrach, zündete jeder Opernbesucher sein Kerzlein an. In der ganzen Arena begannen die Lichter aufzuflammen. Es war feierlich-schön.

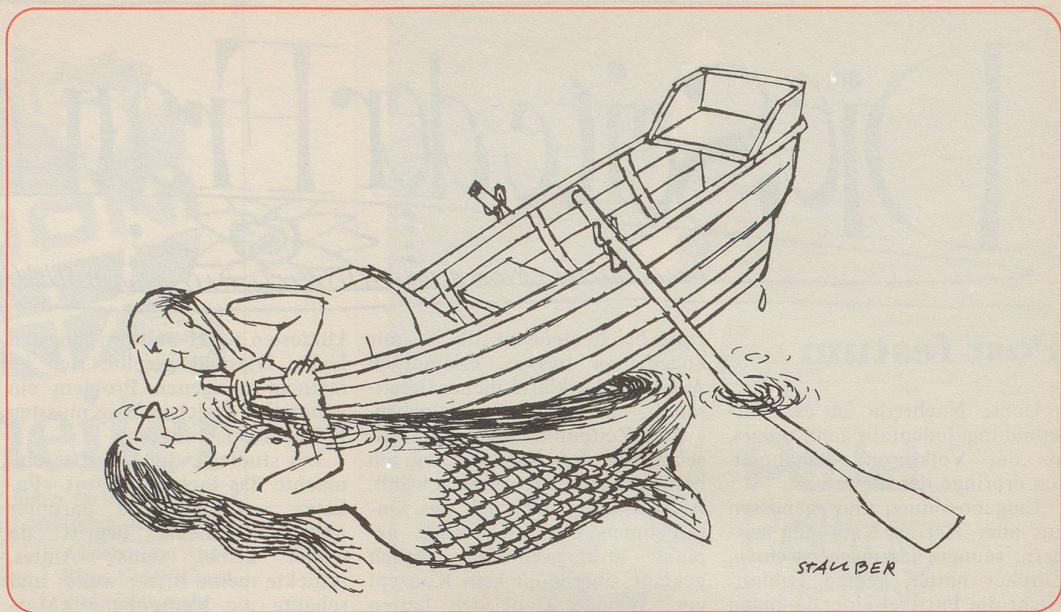
Nun füllten sich auch die «poltrone» und die «poltronissime». Die können keine Kerze halten, sagte Amy verächtlich, die würden sich die Roben vertropfen, und sie wischte sich die Sandwichkrumen von den Jeans. Dafür können sie die Beine strecken, bemerkte ihr Mann und zog die seinen ächzend auf den Steintritt herauf. Während die Musiker ihre Instrumente stimmten, gingen die Kerzenflammen aus, und über uns tat sich der Sternhimmel auf. Gerade über unseren Köpfen stand das Sternbild des Schwans: ein grosses Kreuz am Himmel, das uns zwanzigtausend Zuschauer allesamt behütete und geborgen hielt. – Ein grossartiger Anblick!

Da fing die Oper an. Ausser «amore» und «addio» drang kein verständliches Wort an unsere Ohren, und so wussten wir nicht, wer wen ermordete, wer wen liebte, wer wen heiratete, verriet und errettete. Max sagte, es sei einfach, diejenige, die dauernd die blinde Mutter hinter sich her schleppe, sei Gioconda und leicht zu erkennen. Nach vier Stunden blieb der edlen Gioconda nichts anderes übrig, als sich zu erdolchen, hilfreich und gut, wie sie war.

Warum? Wozu? Wir werden es wohl nie wissen. Was tut's? Die Stimmen waren wunderschön, die Kostüme prächtig, und der Applaus wollte und wollte kein Ende nehmen.

Ein unvergessliches Erlebnis.

Suzanne



## Tief-Stapeleien

Ausgerechnet in diesem «Sommer» musste ich einen WK in Meteorologie besuchen. Wer auf dieses Reizwort des Jahres unwillig reagiert, jedoch weiterliest, kann vielleicht verstehen, dass ich aus purem Selbstschutz auf merkwürdige persönliche Vergnügungen gestossen bin, die ich unter normalen klimatischen Umständen niemals aus meiner psychischen Struktur hervorgeklaubt hätte.

Im Verlauf des Kurses entdeckte ich im Arbeitsmaterial ein Kapitel über das Verhalten von aufsteigender Feuchtigkeit und Kondensation ohne Einbezug der umgebenden Temperatur. Der Fachausdruck für diese physikalische Erscheinung, der «adiabatische Gradient», tat es mir gleich besonders an. Er blieb unbemerkt in einer meiner Gehirnwindungen hängen und fristete dort ein vorerst ziemlich unfruchtbares Dasein. Allerdings nicht lange.

Kurz darauf stand ich mit einer Reihe sehr gebildeter Personen vor einer Fensterscheibe und beobachtete, wie gleichzeitig Nebel aus dem biotopartigen Rasen aufstieg und aus dem tiefhängenden Wolkenstratus jenes köstliche Nass fiel, das der Nachrichtenprecher als «mögliche» Niederschläge bezeichnet hatte.

Männiglich versuchte, dieses den Umstehenden fremde Phänomen in möglichst erheiternder Art zu erklären. Ich übte mich ebenfalls in dieser Kunst und spielte mit Pokermiene meinen adiabatischen Gradienten aus. Aber niemand fand meinen Einfall witzig; man nickte mir anerkennend zu, schloss sich nach einem kritischen Kennerblick auf den meteorologischen Ausnahmezustand höflich meiner Meinung

an und leitete das Gespräch in ernsthaftere Diskussionen über.

Von da an stach mich der Hafer. Immer häufiger begann ich, auch auf völlig unmeteorologischen Fachgebieten, meine adiabatische Platzpatrone in tierisch ernste Erörterungen zu werfen. Die gewagteste Situation war ein hypersensibles Gespräch unter hypersensiblen Kunstliebhabern. Mein knapper, aber entscheidend aussagekräftiger Beitrag zur Lobeshymne auf den in Frage stehenden Maler erschöpfte sich in einer hochstehend-subtilen Begeisterung für den exakt getroffenen adiabatischen Gradienten eines kompositorisch riskanten Grüntons, und siehe da: der Sesam öffnete sich mir zum Eintritt in die erlauchte Gesellschaft der anwesenden Kunstverständigen so weit, dass ich fortan nur noch durch bedeutungsvolles Schweigen meinen neuen Stellenwert und meine Fassung (be-)wahren konnte.

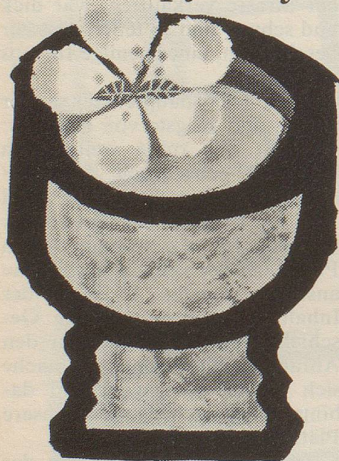
Im weiteren Verlauf meines bösen privaten Gesellschaftsspiels hat mir ein einziges Mal jemand widersprochen; das war eine diplomierte Ingenieurin. (Oder sagt man «Ingenieuse»?) Und ein einziges Mal hat mich jemand gefragt, was das denn eigentlich für ein Gradient sei. Der Wissbegierige war der Gärtner in einer städtischen Parkanlage.

Inzwischen hat mich das Wetter wieder etwas weniger heimtückisch gestimmt, und ich habe mein Tief-Hochstapler-Spiel aufgegeben.

Aber: Wenn ich je das Bedürfnis hätte, für irgendeine Initiative Unterschriften zu sammeln, wüsste ich, wie ich mein «Werbegespräch» gestalten müsste...

UH

## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**  
bsunders guet



## Kinderspiel

Zum dritten Male weilte ich in der jeweils gleichen Saison am italienischen Badestrand. Das führte dazu, dass ich dieselben Leute traf wie in den Vorjahren. Unter anderem sah ich Lucca wieder (nach meinem Dafürhalten ungefähr fünf Jahre alt) und bedauerte erneut, die italienische Sprache nicht zu beherrschen. Um mich bei ihm beliebt zu machen, brachte ich ihm das Händespiel bei, das ich mit all meinen Grosskindern geübt habe (Hände gegeneinander klatschen, dann kreuzweise usw.). Lucca schien daran Gefallen zu finden, und wir amüsierten uns öfter am Strand.

Eines Tages aber, als ich Lucca wieder zum Spiel aufforderte, sprudelte er einige Sätze hervor, und alle Umstehenden brachen in Gelächter aus. Ich bat um Uebersetzung und musste erfahren, dass Lucca genug vom Klatschen hatte. Am Ende müsse er noch im Bett weiterspielen! Wie schade: Ich war um eine Illusion ärmer, hatte ich doch geglaubt, ihm ein Vergnügen zu bereiten, während er meinte, mir eine Freude zu machen.

Wie ich später erfuhr, ist Lucca eben schon sieben Jahre alt, und für meine «Jahreszahl» muss ich eine Null hinzufügen! *Rosalie*

## Stolze Bilanz

Es ist Vormittag. Mein vierter Arbeitstag im Spital als Schwesternhilfe hat vor drei Stunden begonnen. Ich bin damit beschäftigt, aufmerksam und gründlich ein im Ausgussraum stehendes Nachttischchen zu reinigen. Ich putze und reibe und suche krampfhaft nach Schmutz oder Staub, kann aber selbst mit geschärfstem Blick keinen finden. (Frustration Nr. 1.)

Nun werde ich aufgefordert, mit einer andern Spitalhilfe einen

schwerkranken Patienten von der Röntgen-Abteilung im Untergeschoss zu holen und in sein Zimmer zu bringen. Im Röntgen-trakt angekommen, finden wir den Mann allein im Korridor, in seinem Bett liegend, die Augen halb geöffnet. Der Mann schaut mich an und flüstert mir zu: «Ich hatte Angst, man würde mich nicht mehr holen!» Ich rede ihm gut zu, er brauche keine Angst zu haben. Mein Herz pocht. Wie gut verstehe ich diese Not! Soeben habe ich vernommen, dass der Patient noch nicht geröntgt worden ist. Es könne noch etwa zehn Minuten dauern, bis er an die Reihe komme. Die Spitalhilfe, die mich begleitet hat und die mich in meine Arbeit einführt, fordert mich auf, auf unsere Station zu gehen, weiterzuarbeiten und später Herrn X zu holen. Mein Herz sagt laut und deutlich: «Nein! Ich möchte bei diesem Mann bleiben!» Ich gehorche dem Befehl (Frustration Nr. 2) widerwillig, erzähle meiner Kollegin, was ich empfinde, aber überlege gleichzeitig, dass ich wohl an meinem vierten Arbeitstag nicht über Arbeitsprioritäten entscheiden darf.

Ich putze weiter, staube ab, werde immer müder, weil ich den Sinn der zum Teil blossen Arbeitsbeschaffung (noch) nicht einsehe. Inzwischen ängstigt sich ein schüchterner Patient – alleingelassen, irgendwo im Gang eines riesigen Spitals...

Etwas später hole ich, mit einem andern Praktikanten zusammen, den Patienten. Ich spüre ein Gefühl der Treulosigkeit in meinem Herzen, weil ich meiner ursprünglichen Regung nicht gefolgt bin. (Frustration Nr. 3.)

Fünf Minuten vor der Mittagspause werde ich von der Stationschwester in die Küche beordert. Die Schwester weiss bereits Bescheid über meinen Konflikt in bezug auf die Arbeitsprioritäten. Nervös, in zu rechtweisendem Ton macht sie mich auf die Regeln (!) und Gepflogenheiten des Spitals auf-

merksam. Ich fühle mich klein. Die Schwester erklärt mir, weshalb wir nicht zehn Minuten bei einem Patienten am Bett warten und indessen wichtige Arbeiten liegenlassen sollen. Es werde anderes in einer vorgegebenen Zeit nicht getan, weil zehn Warteminuten «vergeudet» worden seien... (Vergeudet, vergeudet... tönt's in meinem schon schwindligen Kopf!) Wegen «vergeudeter» Warteminuten hätte beispielsweise Patient XY keine Serviette, weil man gerade in jenen zehn Minuten habe Wäsche nachfüllen sollen. Ich sage kleinlaut, anstelle einer Serviette gebe es haufenweise andere saubere Wäschestücke ähnlicher Grösse... (Man stelle sich vor: einem Patienten anstatt einer Serviette ein Waffeltuch zu reichen, das für die Körperpflege bestimmt ist!)

Die Rüge durch die Schwester ist die vierte Frustration meines Arbeitstages! Eine stolze Bilanz.

*Mirullina*

## Isolation

Wir sind umgezogen. Schon wieder! Das drittemal innert drei Jahren! Wir konnten uns «verbessern». Zuerst hatten wir eine 2-Zimmer-Wohnung ohne Komfort, dann eine renovierte 4-Zimmer-Altwohnung mit Komfort, und seit einem Monat sind wir stolze Mieter einer Terrassenwohnung mit jeglichem Komfort.

Unser neues Heim befindet sich im Grünen, an bevorzugter Wohnlage, ist hell, luftig und geräumig, und ich sollte froh und glücklich sein, dass wir so etwas errungen haben. Bei der Nachfrage! Ich weiss nicht, woran es liegt, aber sehr wohl fühle ich mich hier nicht, trotz Geschirrspülmaschine, Tumbler und sonstigen Annehmlichkeiten. Ich bin isoliert. Früher ging ich, wenn mich Einsamkeitsempfindungen beschlichen, in Tante Emmas Lädeli, zwei Häuserblocks weiter vorn, oder ich traf mich mit einer

Nachbarin zu einem Schwatz in der Waschküche. So etwas ist hier nicht möglich. Läden gibt es nicht, und die Nachbarinnen sind bis auf wenige Ausnahmen berufstätig. Jene, die es sich leisten können, zu Hause zu bleiben, besitzen meist den Führerschein mit dazugehörigem Zweitwagen, der ihnen die Mobilität verleiht, die mir mit Kleinkind, Kinderwagen und Autobus versagt bleibt.

Der wunderschöne Balkon, üppig bepflanzt und bunt bestuhlt, vermag mich angesichts des launischen Sommerwetters auch nicht zu trösten.

Mein Mann meint, die negativen Gefühle würden mit der Zeit weichen. Das meinen auch meine Eltern, Freunde und Bekannten in der Ferne. Ich befürchte, dass eine gewisse Isolation der Preis des Luxus ist.

*Jeanne*

## Ferien-Tip

Wissen Sie nicht, wo Sie Ihre Ferien verbringen sollen? Jetzt, da es langsam Herbst wird bei uns: fahren Sie in den Sommer!

X offeriert Ihnen auf einer fast unberührten Insel bei Malta eine Schönheits-Ferienwoche.

Comino – Ihre Ferieninsel! Auf der nur zwei Quadratkilometer grossen Insel steht ein einziges – Ihr – Hotel! Die Kahlheit, lediglich etwas Heidekraut wächst rings, gibt der Insel den eigenen Reiz: kein Baum, kein Haus unterbricht die Aussicht auf das azurblaue Meer.

Obwohl Sie nachts nicht ausgehen können, kommt keine Langeweile auf, denn die Hotelleitung sorgt für Unterhaltung: Kino, Disco, Folklore, Gala-Dinner mit Tanz usw. Und last but not least: ein Abschiedsgeschenk! –

So verlockend das alles klingt, ich muss den guten Tip an Sie weitergeben. Für mich ist's nichts. So bitter nötig ich eine Schönheitskur hätte (Manicure, Pedicure, Make-up-Kurs etc.), so liebend gerne ich mir «meine» Insel und «mein» Hotel anschauen gehen möchte: ich muss schweren Herzens darauf verzichten. Wegen der paar Kleinigkeiten, die ganz am Schluss der Verheissungen stehen und die nicht vergessen werden dürfen:

Insektenschutz (unbedingt mitnehmen)

Kleiderbügel (da im Hotel knapp)

eine kleine Flasche Petrol (zum Entfernen von Teerflecken).

Ich wünsche Ihnen von Herzen viel Vergnügen, gute Erholung – und: für Ferienschilderungen bin ich stets und gerne ganz Ohr.

*Suzanne*

